



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wichmann, J. V.: Wilhelm Jordan`s Niebelunge : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

durch seine eifrige Theilnahme an der Coalition von 1838 das üble Beispiel gegeben hatte: sie folgten nur den Eingebungen des Parteihasses, verbanden sich mit Socialisten, Republikanern und Legitimisten, um den verhassten Minister zu stürzen, und das Resultat dieser verwerflichen Coalition war die Februarrevolution von 1848, die, aus ungesunden Parteiverhältnissen hervorgegangen, die Elemente, die bisher nur durch wenige parlamentarische Wortführer im officiellen Frankreich Eingang gefunden hatte, rasch empor schnellte und die alten Parteien in den Hintergrund drängte. Socialismus, Bonapartismus, Ultramontanismus, das sind die Factoren, deren Wechselbeziehungen nach der Februarrevolution über das Schicksal Frankreichs bestimmen. Die alten Parteien, gemäßigte Republikaner wie Monarchisten, werden in die Defensive gedrängt: erst die Abnutzung des Kaiserthums führt sie auf die Bühne zurück, und kaum berechtigt ihr schwaches, unsicheres und zugleich tumultuarisches Auftreten dem sinkenden Bonapartismus gegenüber zu dem Glauben, daß sie geläutert hervorgegangen sind aus der Zeit der Prüfung, auf die wir im folgenden Artikel einen Blick werfen wollen.

Wilhelm Jordan's Nibelunge.

(Schluß.)

Es braucht nicht erst ausgeführt zu werden, daß Jordan alle Gestalten der alten Dichtung erst zu wirklichen Menschen gemacht hat, indem er dieselben aus dem nebelhaften, schattenähnlichen Zustande, in dem sie in der mittelalterlichen Dichtung zum Theil wenigstens erscheinen, erlöst und ihr Thun und Lassen psychologisch begründet hat. Denn erst solche psychologische Begründung läßt uns einen Charakter als einen wahrhaft menschlichen begreifen; man muß sich in dieser Beziehung durch die oft derb realistische Färbung im mittelalterlichen Epos nicht täuschen lassen und dieselbe für Charakteristik ansehen. Die Zeichnung fehlt und es gewinnt beinahe den Anschein, als wollte der mittelalterliche Dichter durch dickaufgetragene Farben diesen Mangel vertuschen. Ist derselbe bisher nicht zu stark empfunden worden, so mag dieß namentlich dem Umstande zuzuschreiben sein, daß der moderne Leser ans Charakterisiren in so weit schon gewöhnt ist, und selber mit seiner Phantasie nachhilft, wo der Dichter ihn im Stiche läßt. Doch wie ungenügend sind diese eigenen Nothbehelfe im Vergleich zu der gewaltigen Plastik, über welche Jordan verfügt. Uns ist Friedrich Barbarossa nach allen

wissenschaftlichen Werken, die wir über ihn gelesen haben, nicht so durch und durch bekannt und verständlich wie Jordans König Gunther; von Chriemhilden gar nicht zu reden, der im mittelalterlichen Gedichte Engel und Teufel in seltsamer Vereinigung das Herz zu bewohnen scheinen. Bei Jordan ist sie klar und sicher aufgefaßt. Ihre Liebe zu Sigfried, durchaus nicht idealistisch, ist gleichwohl stark und groß wie die elementaren Naturgewalten, nicht obgleich, sondern weil sie stark sinnlich und nichts anderes ist als die prächtig entfaltete Blüthe eines gesunden Egoismus. Diese Sorte Frauenliebe ist auch gewiß die beste, weit beglückender für den Mann, erspriesslicher für die Kinder und segensreicher für das Menschengeschlecht, als jene vielgerühmte, die nur Hingebung und Aufopferung sein will, und, je anspruchsloser sie sich stellt, desto unerträglicher quält mit naturwidrigen Ansprüchen. Chriemhilde gehört also nicht zu den sogenannten weiblichen Engeln. Dazu ist sie viel zu gesund, zu naturwüchsig. Aber mit diesem Zug der natürlichen Selbstliebe ist auch ihr Stolz, ihre Eifersucht und mancher andere Dorn gegeben, ohne den die Rose nicht denkbar. Daraus geht dann der Streit der Königinnen hervor, nicht vor dem Portal eines Gotteshauses, nein! wie in der Edda im Bode; — eine der herrlichsten Scenen des ganzen Gedichtes. Endlich begreifen wir bei dieser Chriemhilde die ganze Gluth unendlichen Hasses gegen Sigfrieds Mörder; bei der mittelalterlichen Chriemhilde, welche unzählige Seelenmessen zu lesen befiehlt und wohlthätige Stiftungen zur Ehre des todtten Gatten anordnet, ist der unchristliche Haß ein Ungeheures, etwas Widerliches; sie erinnert an eine der häßlichsten Gestalten des Habsburgischen Hauses, an die Wittve des ermordeten Kaiser Albrecht, die als Vetschwester und als Bluträcherin gleich unersättlich war. —

Möge das Gesagte genügen, um Jordans Verdienst um die Wiederherstellung des alten Epos zu bemessen.

Noch größer erscheint uns nun Jordan als schaffender Künstler im wohlberechneten Aufbau seines Gedichtes. Der ordnende Geist ist es, welcher in ein Kunstwerk jene Einheit bringt, ohne welche dasselbe unmöglich ist. Jordan, der aus congenialer Kraft und Erfahrung heraus das Kunstgesetz Homers wie vor ihm noch Keiner zu finden und zu erläutern gewußt hat, ist selbst vollendeter Meister über das, was man die dichterische Mache, die *ποιησις* nennen mag. Es ist ein verbreiteter Irrthum bei Epikern, und manche Aesthetik schützt diesen Irrthum, als genüge für das Epos das lose historische Band. Aber so entstehen wohl Chroniken in Versen, doch kein wahres Epos. Wie ein glückliches Klima am Baume Blatt, Blüthe und Frucht gleichzeitig bietet, so wird auch das Epos uns sofort Alles geben; das „*medias in res*“ des alten Horaz bleibt ein ewig wahres, doch vielvergeffenes Wort. Die altdeutschen Epiker haben namentlich auch, weil ihnen

dieses Kunstgesetz fremd war, keine ächten Meisterwerke zu liefern vermocht. Wolfram v. Eschenbach und Gottfried von Straßburg beginnen nicht nur mit der Geburt ihres Helden, nein noch mit der Geburt der Eltern des Helden. Da flattert dann am dünnen chronologischen Faden die Handlung nach allen Richtungen auseinander. So ist es auch in der Gudrun und in den Nibelungen. Homer dagegen hat concentrirt; die Heimkehr des Odysseus mit den vielen Abenteuern verläuft nicht nur historisch, nicht Abenteuer auf Abenteuer, sondern, nachdem uns die vier ersten Gesänge mit Ithaka u. s. w. bekannt gemacht haben, sehen wir Odysseus von Kalypso fortziehen und alsbald bei den Phäaken anlangen, wo der einheitliche Ruhepunkt erreicht ist, von wo aus die vorhergegangenen Abenteuer, welche der Dulder selbst erzählt, so wie die noch ausstehenden in der Heimath leicht zu überschauen sind. So macht es Jordan in seinen Nibelungen. Im zweiten Gesang schon sind wir in Worms auf dem Söller des Königspallastes, wo der Sänger Horant uns mit der Vorgeschichte aller derer, die unser Interesse erregen, wie durch Zufall bekannt macht, während bereits vom Rheine her soeben Sigfried anlangt und auf diese Weise Vergangenheit und Zukunft in der behaglich ausgestreckten, ächt epischen Gegenwart sich berühren. Das ist die wahre Künstlerarbeit, so trefflich ineinander greifend wie eine Fuge des alten Bach. Und diese innere Einheit herrscht überall. Die zahlreichen Episoden, weit entfernt zu stören, geben vielmehr sehr oft den wirksamsten Hintergrund für die Haupthandlung ab und wirken in ähnlicher Weise erhebend, wie die in einer Säulenhalle oder im Kreuzgang eines Münsters sich eröffnenden Blicke in die perspectivisch verschwindenden Seitengänge. Als Beispiel führen wir nur an die durch wilde, rauhe Naturkraft und schauerliche Einzelheiten fast grauenhaft wirkende Episode von Brunhilds Ahnherrn Sinfjötli. Diese Episode ist wohl im ganzen Gedichte das für unser modernes Gefühl am wenigsten verständliche, das entlegenste. Aber wir möchten sie um keinen Preis gerade dort missen, wo sie steht. Sie wird nämlich der Brunhilde in jener Nacht erzählt, welche dem uns gleichfalls fremd anmuthenden Wettkampfe der speerkundigen Jungfrau mit Gunther vorausgeht. Diesem Kampfe dient sie als dunkelste Folie. Das Stück aus der alten Völsungasaga enthält so furchtbare, so hünenhafte Züge, daß wir nachher ganz natürlich finden, wenn die einem solchen Geschlecht entsprossene Jungfrau mit den Waffen um sich freien läßt; sie erscheint uns ganz nahe gerückt, ganz menschlich vertraut, nachdem wir die titanenhafte Sage ihres Hauses kennen. Uebrigens ist diese Sage auch an und für sich ein Juwel durch den hohen Humor männlichster Kraft, der darin zu einem so wilden Pöan anschwillt, wie wir einen ähnlichen in der Literatur keines Volkes kennen. Wer etwa nicht hätte glauben wollen, daß die Deutschen vor Paris rücken und den Krieg sicher und unerbittlich streng bis ans Ende führen würden, der hätte es aus diesem

Gesang lernen können. Ein Volk, dessen Nerven solche Poesie der dem Tod ins Angesicht lachenden, fürchterlichsten Thatkraft ertragen, wird niemals ein unkriegerisches sein. Was auch Ulytäs seinen Spartern gesungen haben mag, — wir haben ja Reste davon, — erscheint beinahe sentimental im Vergleich mit dem Heldenhumor der schauerlich schönen Sage von Sinfiötli. — Ein besonders feiner Kunstgriff Jordans ist, daß er die Göttergeschichten meistens in die Episode hineinverlegt. Diese uralten heidnischen Mythen würden allerdings im Munde des Dichters unserm Ohre seltsam klingen. Daher läßt sie Jordan nicht aus seinem Munde dringen. Er wählt sich einen Sagemund, und verschwindet selbst hinter einem zweiten Vorhang. Denn nicht aus demselben Erzählermunde, der überall den höchsten Schein der Naturgemäßheit, Anschaulichkeit und Plasticität erstrebt und erreicht, der die volle Illusion zu erwecken weiß, als geschähe, was wir hören, genau so in allernatürlichster Weise vor unsern Augen, — nicht formell aus demselben Munde darf das Unmögliche, Traum- und Arabeskenartige fließen; um in der Illusion zu bleiben, dürfen wir diese fabelhaften Dinge weder direct wie aus dem Rhapsodenmunde, noch auch direct mit unsern selbsteigenen Ohren vernehmen, sondern es müssen uns dazu erst die Ohren der märchenlustigen Phäaken sammt ihrem Gemüth vor unsere Ohren vorgefetzt werden.*)

So kommt dem Epiker auch jener große Vortheil zu Statten, dessen der Dramatiker sich zuweilen so glücklich bedient, der Vortheil einer Bühne auf der Bühne, eines Theaters in der zweiten Potenz. Man erinnre sich, was Shakespeare damit im Hamlet und im Sommernachtstraum ausrichtet. Hiermit ist auch die Frage gelöst, ob wir denn noch an Wodan u. s. w. glauben können und ob uns der Dichter dergleichen bieten dürfe. Wir für uns, als eben so viele Glieder der modernen Gesellschaft, brauchen allerdings nicht an Walhall und die Einherier zu glauben; aber mit dem Gemüth der vor uns neuerstehenden Vorfahren glauben wir daran und wissen und verstehen es, wie und warum jene Vorstellungen von den Kampfes- und Tafelfreuden in den Sälen Wodans lebensbestimmend gewesen sind für die Ahnen. —

Bleiben somit Jordan's Göttermithen unbeanstandet, so darf ich immerhin nicht unterlassen, hier auszusprechen, daß unsere Zeit nun einmal so durchaus an die Stelle des Wunderbaren die psychologische Durchführung des Charakters gesetzt haben will, daß ihm selbst Homer schöner erscheinen würde, wenn die Göttermaschinerie weniger oft in die Handlungen der Menschen eingriffe. Ein Epos ohne Himmel und Hölle scheint zwar bis jetzt noch eine Unmöglichkeit; es wäre aber ein solches doch denkbar aus dem Ringen unserer Zeit heraus, die, wie der Riese Antäus, stark auf dem Irdischen steht.

*) Jordan, Kunstgesch Homers, pag. 19.

Uebrigens was uns schon bei Homer mit der Göttermaschinerie ausföhnt, die, ich möchte sagen, keusche Anwendung derselben, das finden wir auch bei Jordan. Wohl wirft die Königin Guta einen Liebeszauber in den Becher, den Chriemhild dem Sigfried kredenzt. Aber der Dichter verweilt nicht bei dem Liebeszauber im Becher, vielmehr bei dem Liebeszauber, der aus Chriemhild's Augen strahlt. Daher lassen wir uns den Zauber eben so gefallen, wie bei Homer im IV. Gesang der Odyssee, wo Helena ein allen Kummer verschleichendes Zaubermittel in den Trank thut, welchen Telemach, ihr Gast, trinkt, dann aber doch eigentlich durch ihre herrliche Erscheinung und durch ihre passenden Reden den schwermüthigen Jüngling heilt und erheitert. Diese Zaubermittel, diese Götter u. s. w. was sind sie anders, als das Product des richtigen, poetischen Instinctes, der vor nichts so sehr zurückbebt als vor bloßen Abstractionen, und dieselben, wo sie ihm unvermeidlich erscheinen, zu glänzenden Gestalten verdichtet? —

Diese letztere Betrachtung leitet uns hinüber zur Schönheit der Dichtung in ihren Einzelheiten. Ist Jordan ein Meister im Aufbau, in der Structur des Ganzen, so ist das immerhin eine Meisterschaft, die sich dem ungelübten Auge nicht so leicht offenbart. Hier aber, wo er in Schilderungen, sei es auf dem Gebiete der äußeren Natur oder auf dem ihr analogen Gebiete des inwendigen Menschen, das volle Leben zu fassen und wiederzugeben weiß, offenbart sich seine einzigartige Dichterkraft so gewaltig und so glänzend, daß denn auch hier Alle, die ihm sonst vielleicht nicht gerecht werden, ihm die Krone mit Bewunderung reichen. Man glaubt, wenn man Jordan's Schilderungen hört oder liest, die meisten andern Dichter wären Blindgeborene, die das volle Leben nur vom Hörensagen kannten und dessen Formen deshalb in herkömmlichen, technischen Ausdrücken beschreiben, welche zuletzt Schablone wurden. Nur Homer hat noch diese kraftvolle Plastik; bei ihm hat sie Jordan erlauscht, und etwa auch an den Volksliedern, wo sie zwar selten das ganze Lied hindurch anhält, aber wie ein aus der Wolkennacht zukender energischer Blitz doch auf Augenblicke ungemein entschieden Lage und Handlung zeichnet.

Wie Jordan den Homer kennt, wissen wir bereits; er sagt uns auch in jener schon öfter angeführten Abhandlung geradezu, daß seit seinem zwölften Jahre selten ein Tag vergangen, ohne daß er die Odyssee im Original gelesen habe. Der beste Beweis von Jordans Sinn für das Volkslied sind seine litthauischen Volkslieder und Sagen, welche er im Jahr 1844 bei J. Springer hat erscheinen lassen, ein kleines Bändchen mit goldenen Liedern, welche hier allen Freunden des Volksliedes, auch den componirenden Musikern empfohlen sein mögen.

Aber bloße Nachahmung Homers und des volksmäßigen Tones hätte
Grenzboten II. 1871.

Jordan niemals zu dem Meister der lebensvollsten Plastik machen können, als welcher er in seinen Nibelungen dasteht. Dazu gehört noch etwas Anderes; nicht ein ästhetisches Geheimmittel, sondern einfach, daß man, wie Goethe sagt, der „Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“ empfangen habe, daß man also mit klaren Augen die Welt recht anschau so, wie sie wirklich ist, nicht wie der Prinz Ornaró (im Triumph der Empfindsamkeit) eine selbst gemachte Welt mit künstlichem Wald, Laternen-Mondschein, Leierkasten-Vogelgesang u. s. w. mit sich herumtrage. Es ist eine Fabel, daß Homer blind gewesen. In seinem Auge hat sich die Welt gespiegelt wie in keinem andern. Wiedergabe des Lebens, des glanzvollen Geschehens, — darin besteht ja zumal die epische Poesie. Aber der gelehrte Dichter gelangt hierzu nicht, weil er zu selten zur lebendigen, kräftigen Anschauung gelangt. Jordan hat die Natur in ihren tiefsten Tiefen belauscht; der erste Lohn, den sie dem Lauscher gewährt, ist die Erkenntniß, wie nichts in ihr unbedeutend, Alles poetisch ist. So verfügt Jordan über ein ungeheures Reich als souveräner Herrscher, während Andere nur die berühmtesten aber auch gewöhnlichsten Bruchstücke dieses Reiches kennen. Man lese, da hier Beispiele am Platze sind, Jordans Schilderung vom Fang der Forelle im zweiten Gesang.

„ — — da kam eine Hummel,
 Rettung suchend und zornig summend,
 In eiligster Angst aus ihrem Erdloch,
 Am Hintertheil hochgelb, wächserne Höschen
 An ihren Füßen. Die stieg sich Volant
 Und spießte sie behutsam auf den spitzen Haken.
 Dann hob er mit dem Handgelenk die Haselruthe
 Zu leichtem Schwunge. — Langsam schwebend
 Kam der Köder über dem Kopfe
 Der flinken Forelle zur Fläche des Rheins.
 Die Beute erblickend, ein lebendiger Blitzstrahl,
 Kommt sie geschossen. Da sieht sie ein Scheusal
 Stehn am Gestade. Sie will sich verstecken
 Vor dem schrecklichen Zweibein unten im Zwielicht, —
 Da fühlt sie sich schauernd von etwas Scharfem
 Schmerzlich gestochen. Sie denkt, der Stachel
 Der dicken Biene durchbohre ihre Wade,
 Doch kann sie nicht sinken. Umsonst versucht sie
 Die spießende Speise herauszuspeien,
 Es zieht, es zerrt sie ein unsichtbarer Zügel
 Immer nach oben. Mit offenem Maule
 Hebt sie's in die Höhe, hinauf in die Hitze;
 Dörrrend in's Gedärm wie feurige Dämpfe
 Würgt sie ein Luftschwall und lähmt ihr Leben.

Stromaufwärts, stromabwärts eilt sie verängstigt
 In rathlosem Rufen und kann nicht entrinnen;
 Dann zurück ohne Rettung wird sie gerissen
 Und zappelt nun im Sande in der sengenden Sonne.“ —

Es genüge an dem einen Beispiele; aus jedem Gesange ließen sie sich leicht verzehnfachen. Besondere Glanzparthien sind die Scenen, wo Volker seine Fidel aus dem mit Luchsfell bezogenen Lädchen nimmt und stimmt und endlich geigt, daß „goldrein girren die vier Geschwister, die Saiten;“ — so dann die Scene von den badenden Königinnen, so schön, so unverhüllt und so keusch wie die Venus von Milo, dann die mannigfachen, beinahe in zu großer Fülle sich drängenden Naturbilder im dreiundzwanzigsten Gesange auf der Jagd, wo Sigfried erschlagen wird. Keine Sommer-Landschaft, die wir etwa zur Winterzeit im Gemäldesalon bewundern, vermag uns mit solcher Kraft auf einmal den belaubten Wald und die sommerliche Luft vor die Seele zu zaubern, wie jener dreiundzwanzigste Gesang. Daß übrigens der Dichter hier von der Lizenz, ja von dem Gesetze der epischen Breite den ausgedehntesten Gebrauch macht, wer wollte es ihm verargen an der Stelle, wo er seinen Helden verliert? — Mehr über Jordans Dichterkraft in der Detailschilderung zu sagen, ist nicht nöthig; hier wird Jeder leicht im Stande sein, dem Dichter zu folgen und ihn zu bewundern.

Zum Schlusse nur noch ein Wort über den alten Stabvers, den Jordan zuerst wieder für die deutsche Sprache in Geltung bringt. Es hängt diese Wiedererweckung des dem modernen Ohr anfangs fremd klingenden, urdeutschen Verses zusammen mit Jordans idealem Glauben an das Schöne, dessen Alles besiegende Macht die Vorurtheile des conventionell Unrichtigen schon beseitigen werde. Er bedurfte dieses Glaubens in vollem Maße, um einen Vers zu wählen, dessen Bedeutung auf dem Gleichklang der Anfangsbuchstaben der Wörter beruht, wofür einem durch Prosa-romane ohnehin formell abgestumpften Publicum der Sinn verloren gegangen ist. Nur Reimverse sind den Meisten überhaupt noch Verse. Der Rhythmus ist bei Jordan ohnehin auch ein sehr freier; vier betonte Hebungen in einer Zeile, daneben bald mehr bald weniger Senkungen, — das sind für den an jambisch scharfen Trab gewöhnten Leser gar keine Verse mehr. Gerade aber für das Epos erscheinen uns diese als die rechten Verse. Der Epiker ist Erzähler; er muß viel erzählen mit einer gewissen Geschwähigkeit. Kunstvolle Versformen, welche schon in die Lyrik hinübergreifen würden, wären da nicht am Platze; nicht nur würden sie den Rhapsoden hemmen, sondern auch dem Zuhörer das Verständniß erschweren. Ganz einfach wie am Rosenkranz Kugeln auf Kugeln durch die Finger gleitet, so müssen die Perlen der Sage, des Märchens vorübergleiten; der Lyriker faßt etwa einmal eine zum kunstvollen

Geschmeide. Beinahe wäre also die Prosa am Platze, aber doch nicht ganz, da eben doch der Inhalt über das Gewöhnliche hinausweist und eine über die Profaredede hinausgehende Steigerung des Ausdrucks verlangt. Also etwas über Prosa, aber nicht lyrische Kunstform! So haben die Araber ihre Makamen, die Griechen, deren Harmoniegefühl schon eine höhere Steigerung zuläßt, den Hexameter, wir den Stabvers. Treffliches über denselben sagt Röpe in seiner bereits angeführten Schrift über Jordans Nibelunge; er betont besonders, daß keine andere Sprache diesen auf dem Gleichklang der Consonanten besonders ruhenden Vers habe, daß namentlich die romanischen Sprachen denselben gar nicht haben können. Er macht auf den Werth der Consonanten im Worte aufmerksam; sie sind das Knochengestüt mit der Hirnschale; die Vocale legen sich als Musculatur, als Weichtheile daran. So paßt denn auch der Reim, auf vocalischem Gleichklang beruhend, zur weichen Lyrik vorzüglich. Für das deutsche Ohr und den deutschen Genius muß ein besonderer Reiz darin liegen, die Verse gerade von denjenigen Worttheilen zusammengehalten zu hören, auf welchen der Begriff selbst ruht. Wer sich hierüber des Genauern zu unterrichten wünscht, kann namentlich auch auf Jordan's Schrift: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim“ verwiesen werden. — Aber außer dem alten Verse hat Jordan auch den alten Skaldenbrauch, als Sänger von Land zu Lande zu ziehen und sein Gedicht persönlich vorzutragen, zur neuen Geltung gebracht. Auch als solchem haben wir ihm zu Füßen gesessen und ihn herrlich erfunden in seinen Leistungen, groß im Glauben an die Unverwüstlichkeit des Aechten und des Schönen. Welche Vorurtheile mögen ihm anfangs entgegengestanden haben! Wie leicht verurtheilt man ein solches Unterfangen als ein unpassendes Aufdrängen der Poesie, wie leicht stellt man den Dichter in eine Reihe mit jenen musikalischen Virtuosen, die ja allerdings die Corsaren der modernen Gesellschaft, oft die Schänder der heiligen Kunst heißen müssen. Doch Jordan hat es gewagt, weil er wissen konnte, was er biete; er hat es gewagt, weil namentlich auch der sittliche Ernst seiner Dichtung so läuternd auf die Hörer zu wirken pflegt, daß Jordan gewissermassen neben seiner poetischen Sendung sich einer sittlich religiösen bewußt sein darf, und es liegt allerdings in der Natur des Religionsstifters, hervorzutreten ohne Scheu. Der Erfolg spricht für Jordan; sein Zug durch Deutschland ist ein Triumphzug, der nicht so sehr in stürmischen Acclamationen, wie sie einst wohl einem Herwegh zu Theil geworden sind, als in freudiger Zustimmung aller Guten der Nation sich kundgiebt. Eine Fülle von Recensionen in allen möglichen Zeitungen ist Jordans rhapsodischen Vorträgen gewidmet. Die bedeutendsten sind wohl die von Raube in Wien und die von Kreyszig in Danzig; unzählige andere reihen sich an dieselben. Männer und Frauen werden bewegt wie noch nie von der Zau-

bergewalt ächten Dichtervortes. Die Jugend insbesondere, deren Blick noch unbefangen ist, saugt mit Wonne die Strahlen dieses Geistes in sich hinein. Auch hat Mutter Natur dafür gesorgt, daß der Dichter auch in seinen Sprachmitteln imponirend dem Hörer sich offenbare. Zum Herzen dringt mächtig die klangvolle, starke Stimme. Kein Buch, kein Zettel ist in der Hand des Rhapsoden. Das lebendige Wort quillt hervor wie ein unversiegbarer Strom; aber man staunt nicht über das enorme Gedächtniß, weil man nicht das Gefühl hat, der Dichter reproducire schon Gedachtes; sondern nie Gedachtes scheint er im Augenblick zu denken und die Worte, die er spricht, sind nicht sowohl Thaten als vielmehr eben so viele Zustände seiner Poesie athmenden Seele. So ist Jordan ein deutscher Dichter im edelsten Sinne. Er verwißt den von manchen Literaturhistorikern hinter Goethe gezogenen schwarzen Grenzstrich; — er führt jenes glückliche Zusammentreffen herbei, daß Deutschland im Augenblick seiner Erhebung über alle Völker seinen ureigenen Dichter und sein großes, nationales Epos findet. Mit prophetischer Kraft hat Jordan die nahe Machtentfaltung seines Volkes vorausgesagt in den Worten:

„Bevor Du Dein Lied noch völlig vollendet,
Werden geworfen die eisernen Würfel.
Die stärkende Noth des Sturmes naht schon:
Wann Heil und Hilfe nur Helden verheißen,
Erwed' ich aus uns den Weltüberwinder.“

Das Wort hat sich erfüllt, und damit auch jene Ahnung Chriemhildens:

„Dann thronet
Auf erhabenem Hochsitz ein mächtigster Herrscher,
Wie noch Keinen bisher die Welt gekannt hat.
Die Stufen des Thrones umstehen in Treue
Und einiger Stärke die sämtlichen Stämme
Der deutschen Zunge.“ —

Möge denn das deutsche Volk seine ganze Größe, seine weltgeschichtliche Aufgabe, seine neuesten Erfolge in diesem Gedichte wie in einem verklärenden Spiegelhellen und unergründlich tiefen See im Bilde schauen; möge es sich freuen daran und immer mehr in das Ideal hineinwachsen. Dem Dichter aber möge vergönnt sein, die treffliche Dichtung, deren zweiten Theil er noch still arbeitend in sich trägt, mit jener Ruhe und Weihe zu vollenden, welche das hohe Bewußtsein verleiht: Dein Volk kennt Dich und blickt auf Dich mit Stolz und mit Liebe.

J. B. Wichmann.